

Gespräch zwischen dem Maler Kaspar L. und dem Politiker K. Landis

Autor(en): **Landis, Kaspar**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Aarauer Neujaarsblätter**

Band (Jahr): **71 (1997)**

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-559056>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Gespräch zwischen dem Maler Kaspar L. und dem Politiker K. Landis



Foto: Jiri Vurma, Aarau

mann persönlich ..., usw. Es kommt noch etwas dazu. Ich hatte den Eindruck, die Stadtväter selber duckten sich vor dem Kanton, und was mich zusätzlich reizte: daß in diesem dominierenden Haus, das da auf unsere Stadt herabschaut, nicht etwa die Regierung, nein, das Aargauische Elektrizitätswerk (ich nannte sie «Stromzwischenhändler») sich breit und hoch machte. Und im obersten Stock: der luxuriöse Saal für die Verwaltungsratsherren.

K: Was haben Sie dagegen unternommen?

L: Ich benütze eine politische Form, die von feineren Geistern eher etwas verachtet wird, von deren indirekter Wirkung ich aber immer wieder erstaunt bin: den Leserbrief. Zudem machte ich eine Einsprache.

K: Einfach so, als Privatperson?

L: Ja. Ich muß allerdings gestehen, daß mir dann schnell einmal vor meinem eigenen Mut etwas mulmig wurde. Als ich dann zur Verhandlung mit dem hohen Regierungsrat eingeladen wurde, wäre ich am liebsten ausgezogen.

K: «Don Quijotte im Jura» wurde vor dreißig Jahren mit liebevoller Ironie geschrieben.

L: Für mich war diese Bezeichnung immer ehrenhaft, und was die Niederlagen anbetrifft, so stimmt sie ja gewissermaßen. Wie donquijottehaft die jetzige Sache liegt, wird im aargauischen Verwaltungsgericht entschieden.

K: Was heißt denn jetzige Sache?

L: Nach gut dreißig Jahren wiederholt sich etwas, das der AEW-Geschichte ziemlich ähnlich ist. Es gibt einige wesentliche

Nuancen. Beim Gestaltungsplan Sprecher + Schuh geht es vorerst nicht um eine Bewilligung. Und doch wird die Höhe des geplanten zweiten Hochhauses (in einer diffusen Formanpassung an das bestehende Haus) fixiert. Eine weitere Nuance: Es ist nicht mehr eine Macht der Verwaltung, die sich ein Denkmal setzen wollte, sondern schlicht die Macht des Geldes.

K: Von ziemlich viel Geld, was ich gehört habe. Man spricht von hundert Millionen. Da könnte man ja auch weiche Knie bekommen, oder?

L: Ich war nicht mehr so allein mit der Einsprache. (Obwohl damals auch bedeutende Leute wie Konservator Guido Fischer mitstritten.) Leserbrieflich zwar schon. Wenn mir aber der neue Swisslog-Chef in einem Zeitungsinterview die Worte zur Entgegnung quasi franko Haus liefert, so kann so etwas auch Spaß machen.

K: Franko Haus?

L: Er spricht «von der bestmöglichen Veredelung gewerblicher Liegenschaften». (Man kann Spekulationen auch so umschreiben.) Meine Reaktion kam unter dem Titel «Gedanken zur Kunst der Veredelung». Und weiter heißt es: «Was meint er damit, was soll hier edler werden? Etwa das Edelmetall der Aktionäre, die hingeklotzte Architektur?»

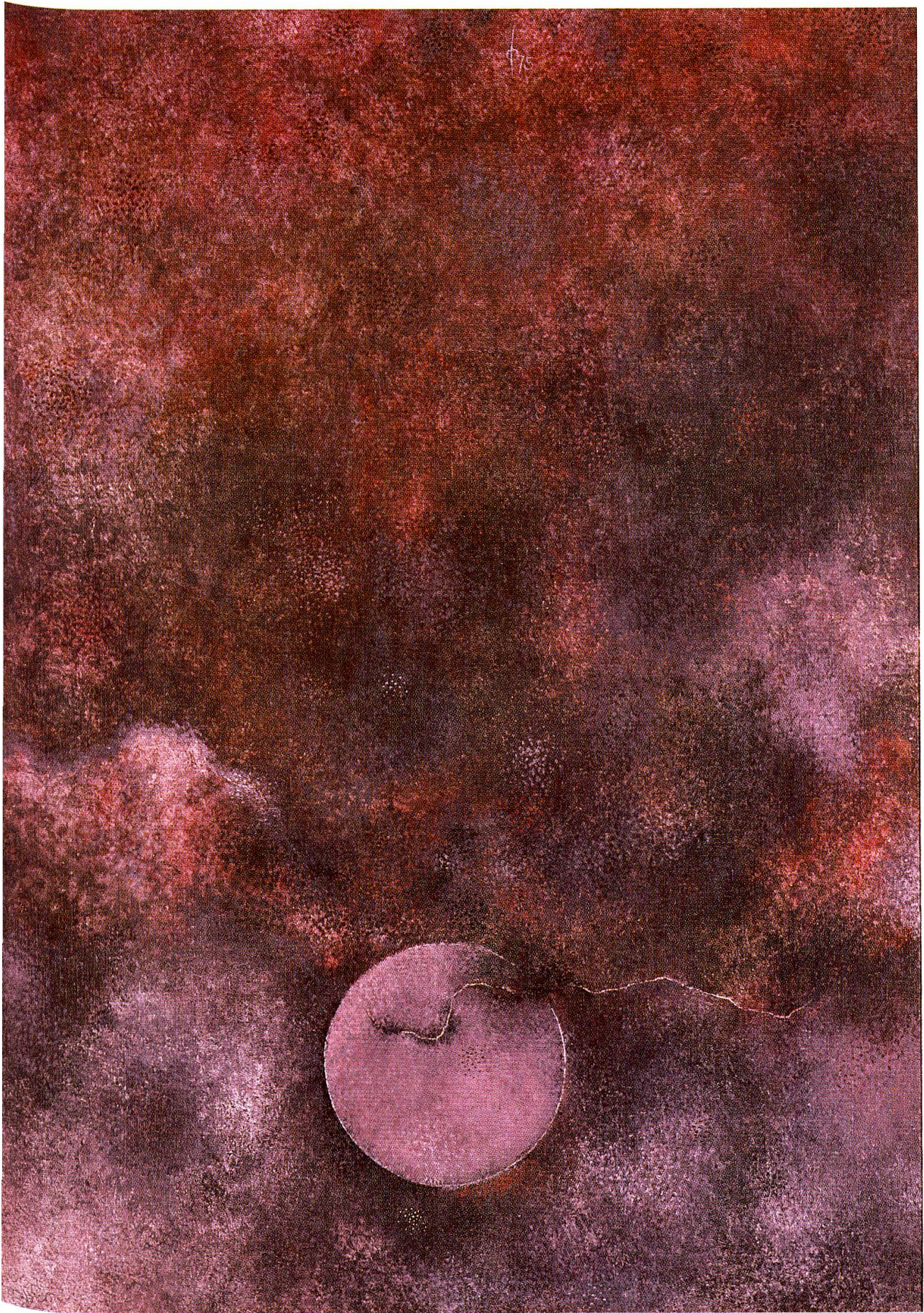
K: Entscheidend anders als vor dreißig Jahren, so scheint es, war ein Gutachten ...

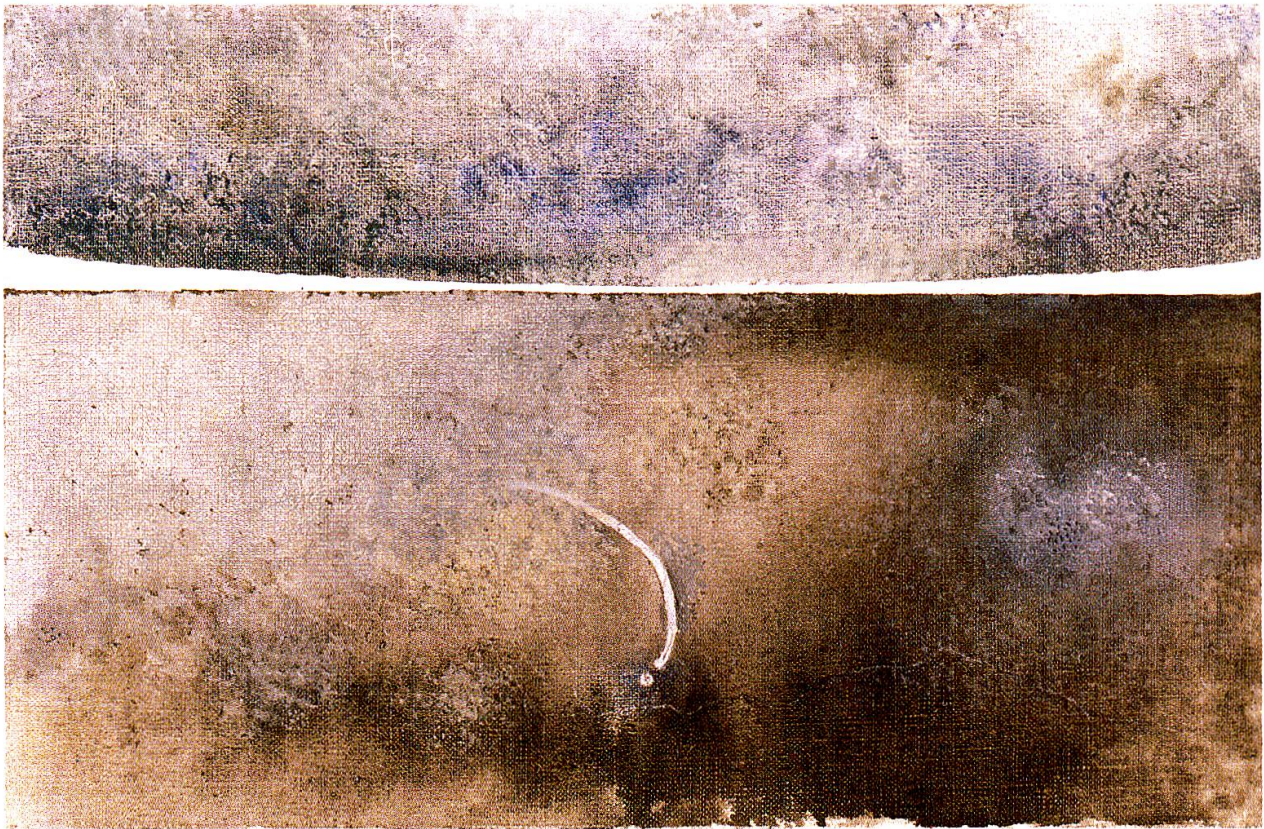
L: ... das Gutachten, das der Regierungsrat in Auftrag gab. Es fiel für den Gestaltungsplan – man kann es nicht anders ausdrücken – vernichtend aus. Mein Kommentar im Leserbrief: «Immerhin ist langsam bekanntgeworden, daß die Fachleute von Stadt und Kanton, aus Verwaltung und Kommission, etwa ähnliche Ansichten über die architektonischen Veredelungsabsichten der Swisslog hegen wie der regierungsrätliche Gutachter.»

K: Lassen wir die hohen Häuser und gehen wir in die Ebene: der Schachen. Da stritten Sie unter dem Titel «hopp FC Auenwald» mit rezenten Formulierungen gegen die FCA-Mächtigen.

L: Die wollten dort ein riesiges Stadion errichten. Mit dem dynamischen Satz «Aber wer nichts riskiert und nichts anpackt, der gewinnt auch nichts» schloß der Boß seine Visionen. Meine Antwort lautet: «Aha! Bevor aber Herr L. unseren Schachen anpackt, möchte ich ihn darauf aufmerksam machen, daß dort, wo er gewinnen will, auch jemand verliert – Fußball-Logik, oder? In unserem Fall ist dieser Jemand ein Stück Natur, die wunderschöne Ebene mit dem Auenwald vor unserer Stadt.»

K: Das gibt dann auch wieder Reaktionen?





L: Ja. Im erwähnten Fall wurde mir in einer fast etwas weinerlichen Entgegnung eines FC-Anhängers vorgeworfen, ich würde Leute «heruntermachen».

K: Oder, was ich kürzlich gehört habe, wie Sie von einem erregten Architekten, auf offener Straße sozusagen, als Motzer hingestellt wurden. Sie würden seit dreißig Jahren nichts als motzen, motzen, motzen.

L: Wenn man etwas sagt, und nicht nur so tut, als ob man etwas sagen möchte, dann ergibt das unweigerlich Emotionen. Es wird zurückgeschossen, das gehört dazu.

K: Sie bringen da nur so Bruchstücke, haben Sie kein in sich geschlossenes Beispiel?

L: Bitte, es ist zwar schon etwas in den Jahren, 1979 geschrieben mit dem Titel «Ist und

bleibt am Ball». Hermann, hermannen, am hermannsten (frei nach Hermann Burgers «Diabelli»). «Also, am 17. November wurde mir bei der Lektüre des Tagblattes ganz hermannig zumute. Wo man hinsah, ob Kultur, ob Lokal, ob Sport, wurde klar: Hermann ist und bleibt am Ball. Hermann kann schreiben: virtuos schreiben, das sei ihm neidlos zugestanden. Hermann kann kritisieren: arrogant, wie er kürzlich Heinrich Böll als Kitschautor entlarvt und geschulmeister hat. Hermann kann aber auch Fußball spielen; seine Glosse vom 17. November zeigt das sehr deutlich. (Spiel und Ernst, wie nahe liegen sie doch beieinander, wie hintergründig die Beschreibung der Mitspieler.) Hermann kann zaubern: oder zum mindesten grenzen seine Leistungen als Großbezüger des Kuratoriums an Zauberei. Aber all das verblaßt neben der unvergleichlichen Fähigkeit Hermanns: Am hermannsten ist Hermann als

Förderer von Hermann. «Hermanner geht es nimmer.» Wäre das nicht ein Titel für einen Tagblatt-Kulturkollegen für eine lustige Satire, sozusagen in eigener Sache?» – Man kann diese Leserbriefe aber auch ruhig vergessen, sie wurden zur Zeit gelesen, sie haben gelebt.

K: Statistisch gesehen, wie steht es da mit den Themen?

L: Kunst und Literatur sind es 12, den Fortschritt betreffend 2, das Stadtbild im weitesten Sinn 23, und Politik pur 5 Leserbriefe. Wobei zu bemerken ist, daß die Themen teilweise ineinander fließen.

K: Wie steht es denn mit Ihrer politischen Richtung generell?

Juramond 54 (81×65)



L: Generell? Machen wir es kurz: ich empfinde mich als linker Rechter oder – wenn Sie so wollen – als rechter Linker. Oder, wenn Sie es noch deutlicher mit Ernst Jandl lyrisch formuliert haben wollen: «manche meinen / lechts und rinks / kann man nicht verwechsellern / werch ein illtum!»

K: Ein Mann der Mitte also, oder?

L: Ich mag dieses Cliché nicht, lieber wäre mir: ein liberaler Extremist. Aber lassen wir die Politik. Ich möchte noch, bevor ich sie über Ihre Malerei einiges fragen will, eine Liebeserklärung an unsere Stadt abgeben. Es liegt mir fern, Lokalpatriotismus zu verbreiten. Doch bin ich sehr glücklich, eine solche Stadt gefunden zu haben. Die Umgebung ist wunderbar, die milden Jurahügel mit den schroffen Fluhlen, der Fluß, der Schachen, die Stadt auf dem Felsen. Bei den Menschen will ich nicht ins Schwärmen kommen. Ich denke, sie sind so gut und schlecht wie anderswo auch, doch das Wort Heimat kommt mir nicht stockend aus dem Schreibstift. Wie heißt es? Aarau, «schön, daß es dich gibt».

L: Stichwort Heimat: Wo sind Sie daheim in Ihrer Malerei?

K: Das Wort Jura fällt mir dabei sofort ein. Beim ersten hier reproduzierten Bild steht der Titel «von der Stille im Jura». Vom

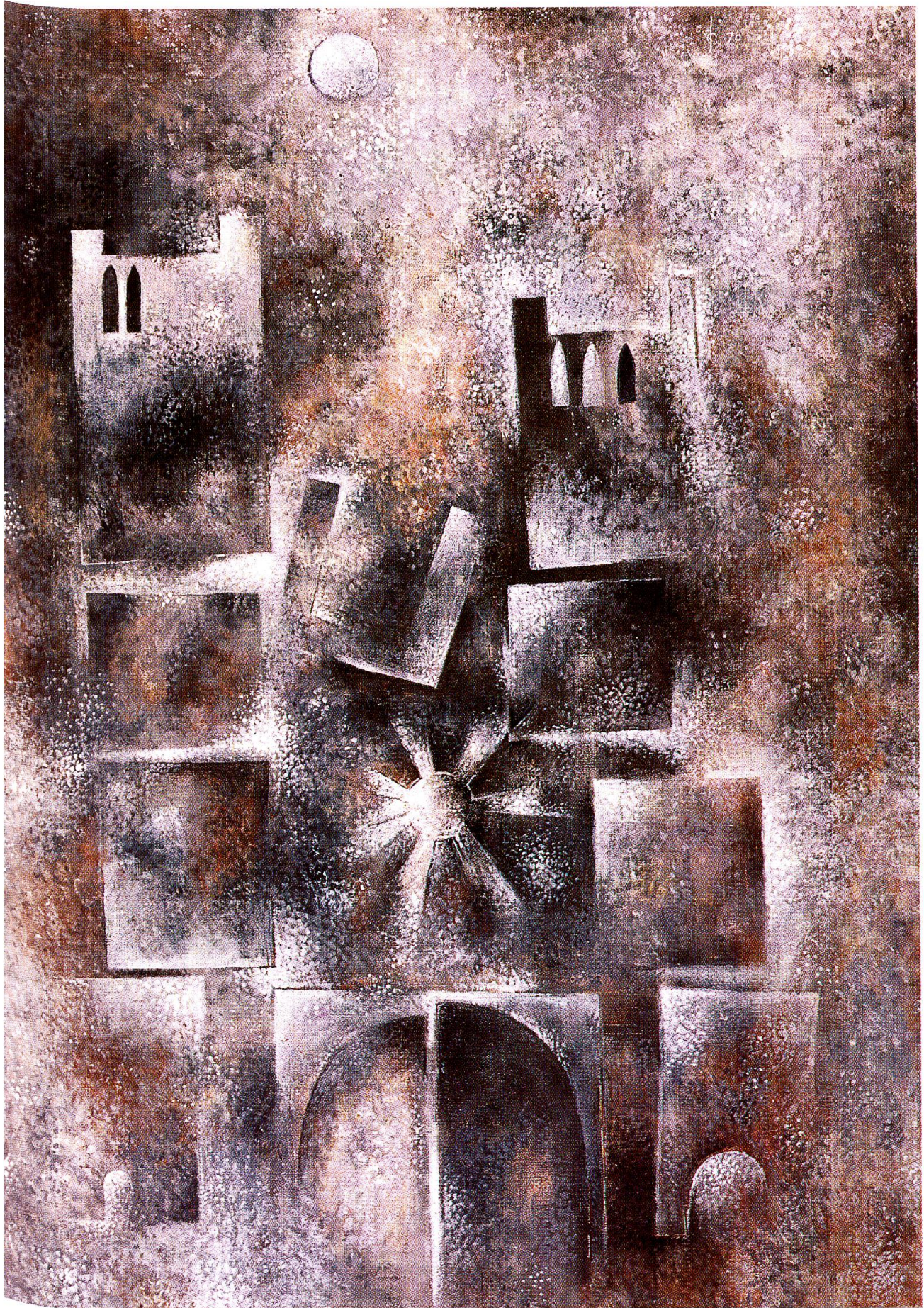
Alltag der Politik weg in den All-tag der Gestirne. Innen und außen. Der Kreis ist wohl die Urheimat meiner Malerei. Es gibt weniger Bilder, wo er nicht – groß oder auch sehr, sehr klein (in Kugelhaufen sozusagen) – auftaucht und das Bild beherrscht oder doch bestimmt.

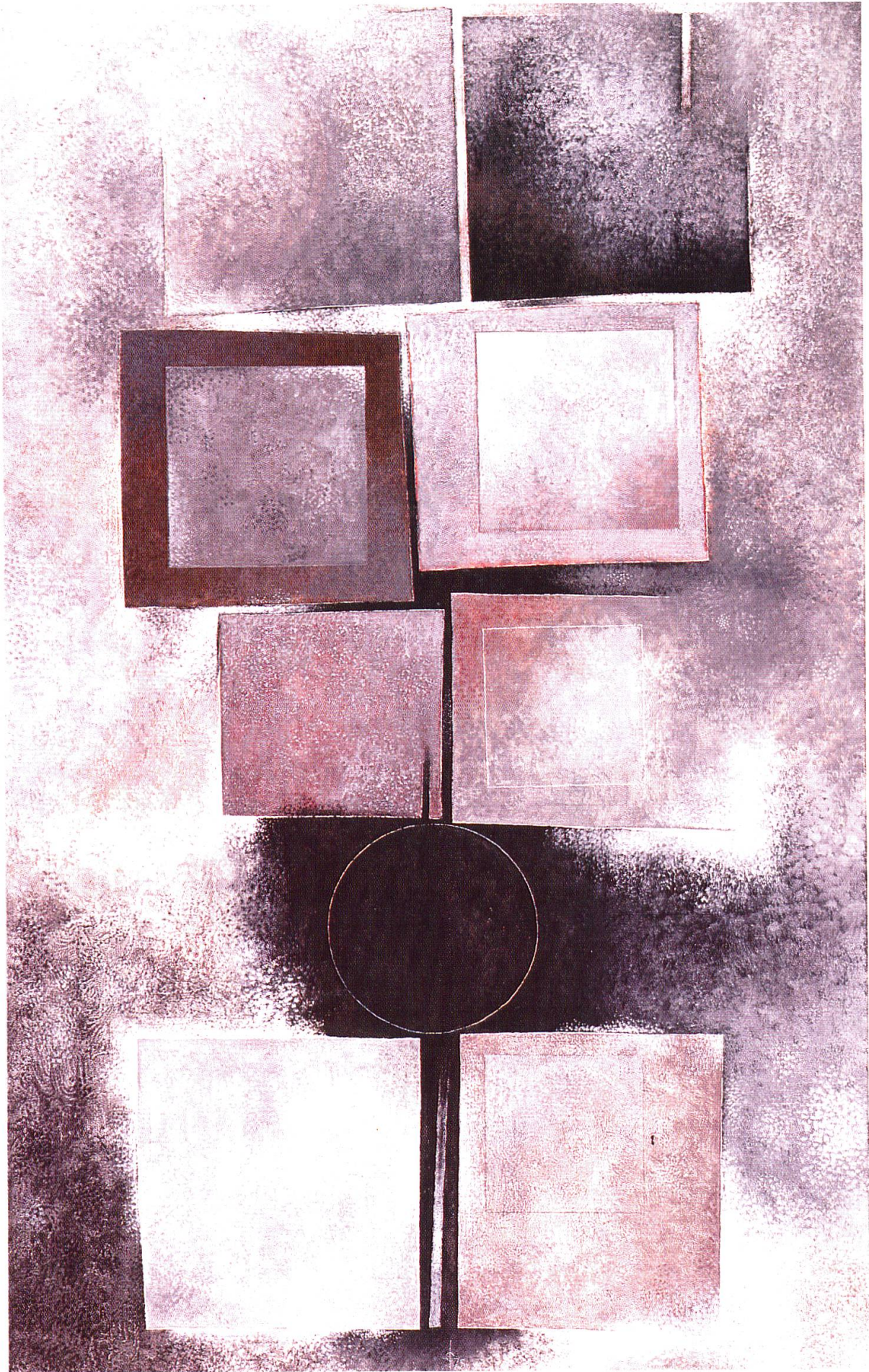
L: Woher kommt diese Form?

K: Die Sonne, der Mond, die Gestirne, das Rad, das Auge, ein Gefäß, Blumen, eine Frucht, Früchte, ein Ballon, ein Wassertropfen, ein Ring, eine Frauenbrust, dort, wo man die erste Nahrung findet, ein schwarzes Loch im All, in dem die Lichtreste gefressen werden ...

L: Interessant ist das mit dem Mond.

K: Ja, im dritten hier abgebildeten Bild schwebt eine dicke Sichel (1954). Dann verschwindet diese Form für gute zwei Jahrzehnte aus den Bildern, taucht dann als Spur «im Meer» 1986 wieder auf und ist als «Sichelbruch» 1996 in der letzten Repro hier zu sehen. Die Sichel als Symbol der Sehnsucht. Der «Juramond» wurde 1954 in Öl gemalt, die späteren Bilder sind dann Acryl und zum Teil in Aquarell entstanden. Vielleicht ist dieses frühe Bild auch eines der besten. Diese naive Intensität habe ich bei meiner ersten Ausstellung (1954) verloren. Ich habe sozusagen zuviel studiert beim Malen und Betrachten. Das





équilibre 75 (75×120)

(lyrische Geometrie)

Die Geometrie
in den Sand gezeichnet
in die Wolken
oder in den Rauch
geschrieben
Tritt in den Schnee
getreten
ins Eis geritzt
Glas und Schlamm
als Werkzeuge
um die wunderbaren
Kreise
zu zeigen
das heilige Quadrat
und
hoch oben und
unten
die Bahnen der
Gestirne
und sie selber
im Auge
des
Menschen

ergab eine siebenjährige, in dieser Sache recht schmerzhaftige Krise.

L: 1963 ging es dann wieder los? Was hat da mitgespielt?

K: Es ging darum, sich im wirklichen Leben zurechtzufinden, z. B. ein Auskommen zu finden, denn von der Malerei konnte ich nie existieren. 1957 heiratete ich meine Frau Julie, und wir zogen an den Weinberg, lebten 17 Jahre in einer günstigen Wohnung und verdienten unser Geld mit Grafik. 1963 kam unsere Maya auf die Welt, acht Jahre später folgte Paula. Dieses Ereignis (1963) löste meine «malerische» Blockade ...

L: ... und dank der Arbeit und dem Können Ihrer Frau hatten Sie die Möglichkeit, wieder zu malen?

K: Richtig, es schaute zwar am Anfang dabei nicht viel heraus, da ich meine (neue) Sprache erst langsam wieder fand. Zuerst waren es Themen wie: Räder, Reben, Blumen, Stilleben, die inneren Landschaften.

L: Könnten Sie dazu Näheres sagen, was sind innere Landschaften?

K: «von der Stille im Jura» und «im Meer» habe ich erwähnt. «Sierra Nada» und «Zypressensonate» sind hier abgebildete wei-

tere Titel. Also: ich nehme sozusagen eine Landschaft, sagen wir die wunderbare Struktur der Bäume ohne Laub und das Braunviolett, wie es die Jurawälder in der kalten Jahreszeit zeigen. Die beiden «im» in den Titeln deuten es an: ich möchte etwas vom inneren Eindruck, den ich von einer Landschaft erhalte, ausdrücken. Bei der Zypressensonate werden die Baumformen zur Melodie, die oben und unten zwischen der Horizontlinie schwingt.

L: Haben Sie nicht einmal geschrieben, Sie «seien immer noch ein Anhänger der Überzeugung, daß Kunst mit Gebrauchsanweisung nicht (nur) von Gutem ist»?

K: Ich will nicht meine Bilder erklären, sondern den Begriff der inneren Landschaft. Nehmen Sie ein weiteres Hauptthema in meiner Malerei, «die lyrische Geometrie».

L: Paradox, oder? Die zwei Begriffe schließen sich gewissermaßen aus.

K: Ja, und auch nein. Dazu fällt mir ein wunderbarer Satz vom Maler Georges Braque ein: «J'aime la règle, qui corrige l'émotion et j'aime l'émotion qui corrige la règle.» Die Quadratur des Kreises gehört auch zu dieser Sache. Ich möchte die Genauigkeit der Geometrie «bezweifeln». Sehen Sie: eine Linie – oder einfacher ein

Punkt – ist eine Fläche, wenn man genauer hinsieht. Eine Binsenwahrheit? Daß die Erde nicht rund ist, sondern ganz leicht el-

K: Es existieren an die hundert Varianten zum Thema, teilweise in die «lyrische Geometrie» fließend. Sie brechen zusam-



liptisch, die Bahnen der Gestirne folgen den Kräften der Materie – alles klar – die Geometrie ist gedacht, und doch wird sie von der Materie unseres Gehirns hervorgebracht, usw.

L: Und die «Kathedralen»?

men («les pauvres restes») oder werden als einfache Türme von mir wieder aufzubauen versucht.

L: Ist es erlaubt, das Thema zu wechseln, um ganz unabstrakt zu fragen: sind Sie ein guter, ein berühmter Maler?



K: Bitte, Sie wollen mich offenbar aufs Glatteis führen. Ich frage zurück: Hat es je einen Künstler gegeben, der mit seinem Ruhm zufrieden wäre? Das mit dem Ruhm ist eine ganz eigene Sache, eine Droge der besonderen Art. (Alles strampelt oder kriecht, sprintet oder schleicht, dienert sich ihm entgegen.) Man kann beobachten, wie Künstler, und auch andere Ruhmsucher, vom Erfolg beeinflußt werden. Meist negativ. Aber ich will Ihrer Frage nicht ausweichen. Daß ich ein guter Maler bin oder – besser gesagt – ein guter Maler sein will, daran glaube ich. Und etwas weniger bescheiden: ich bin stolz, schon früh eine eigene Sprache gefunden zu haben, und diese, sich immer wieder wandelnd und doch eigen bleibend, durch all die Jahre gesprochen, will sagen, gemalt zu haben. Berühmt bin ich nicht. Ob meine Bilder später zu Ruhm kommen könnten, daran zweifle ich.

L: Warum? Das ist doch der Traum von Tausenden verkannt geglaubten «Genies»?

K: Ich glaube, der «rasende Stillstand» (Paul Virilio) der jetzigen und zukünftigen Welt, die unendliche Bildflut, die uns zuzudecken beginnt, wird die Sprache, die ich in meinen Bildern spreche, unverstündlich machen.

L: Sie sind ein altmodischer Herr. Heutzutage läßt man doch seine Kunst auf dem

Internet spazieren, pardon, surfen muß es heißen. Warum wechseln Sie nicht auf den Computer?

K: Sie meinen das ironisch, denke ich, und darf auch entsprechend reagieren: Ei, das wäre kurz- bzw. langweilig: Da tippe ich mein ungefähr gewünschtes Format ein, gebe formal etwas Geometrie dazu, oder lasse vielleicht auch einmal das Thema Sonnenuntergang laufen. Denn erst jetzt kommt die Kreativtaste zum Zug. An die tausend Malerstile sind programmiert und ständig wird erweitert, was «in» ist. Nun wird mir klar, was so in etwa zieht: Ein Schuß Rothko, für heute soll das genügen.

L: Wie läuft es mit dem Künstlersein? Einmal rein äußerlich. Man muß doch ausstellen und – wenn es geht – verkaufen. Woher nimmt man die Leute?

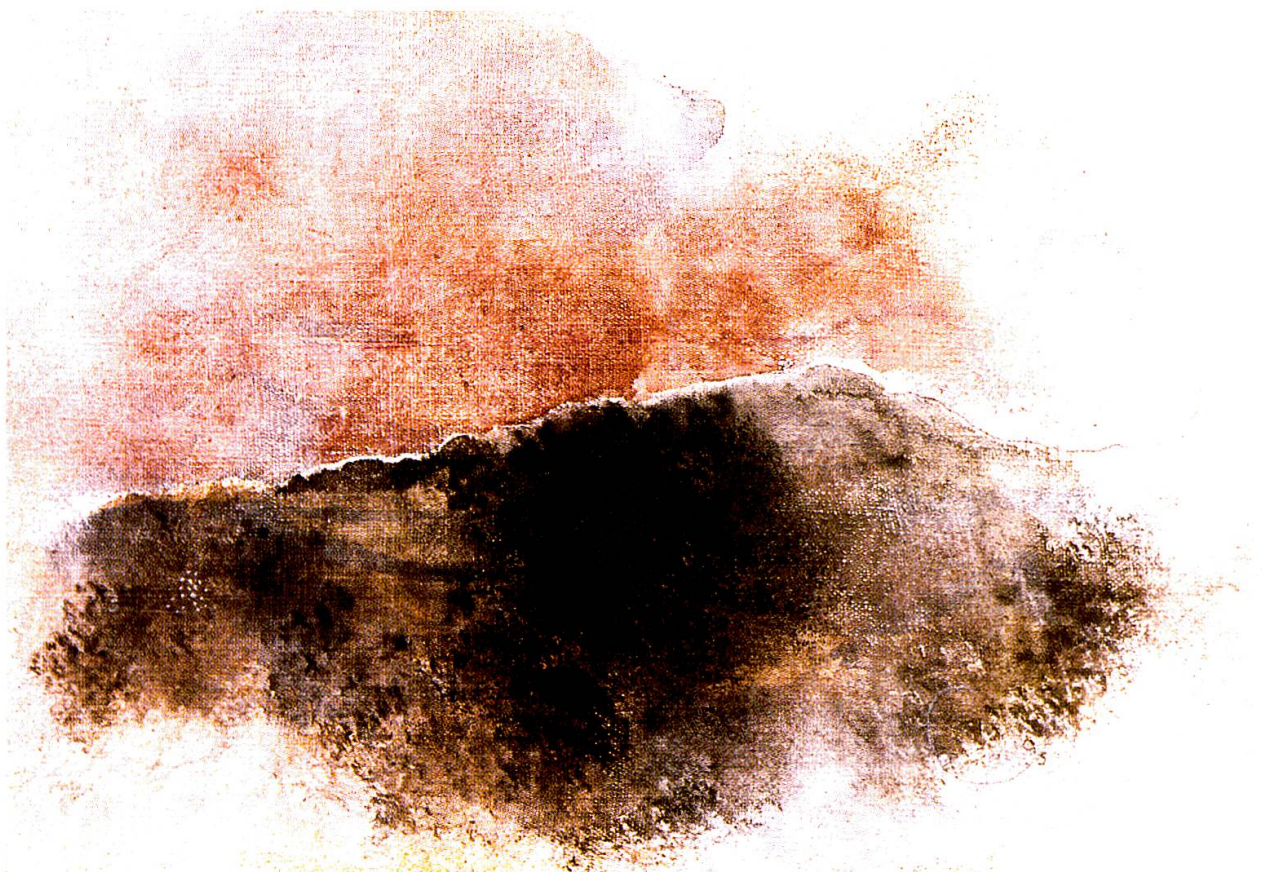
K: Dafür gibt es den Markt in Form von Galerien. (Für Kunsthäuser braucht es schon ein bißchen Vitamin B-K oder S-K-B = Staats-Kunst-Beziehungen.) Für mich habe ich einen ebenso einfachen und – wie mir scheint – richtigen, weil unabhängigen Weg gefunden. Immer und immer wieder fand ich Gelegenheit, in alten Häusern und Räumen, meist vor einem Umbau, meine Arbeiten selber auszustellen. Nur zweimal war ich in Galerien, einmal davon auswärts. Sonst in Aarau. Siebzehnmal, das macht so zirka alle zwei Jahre eine

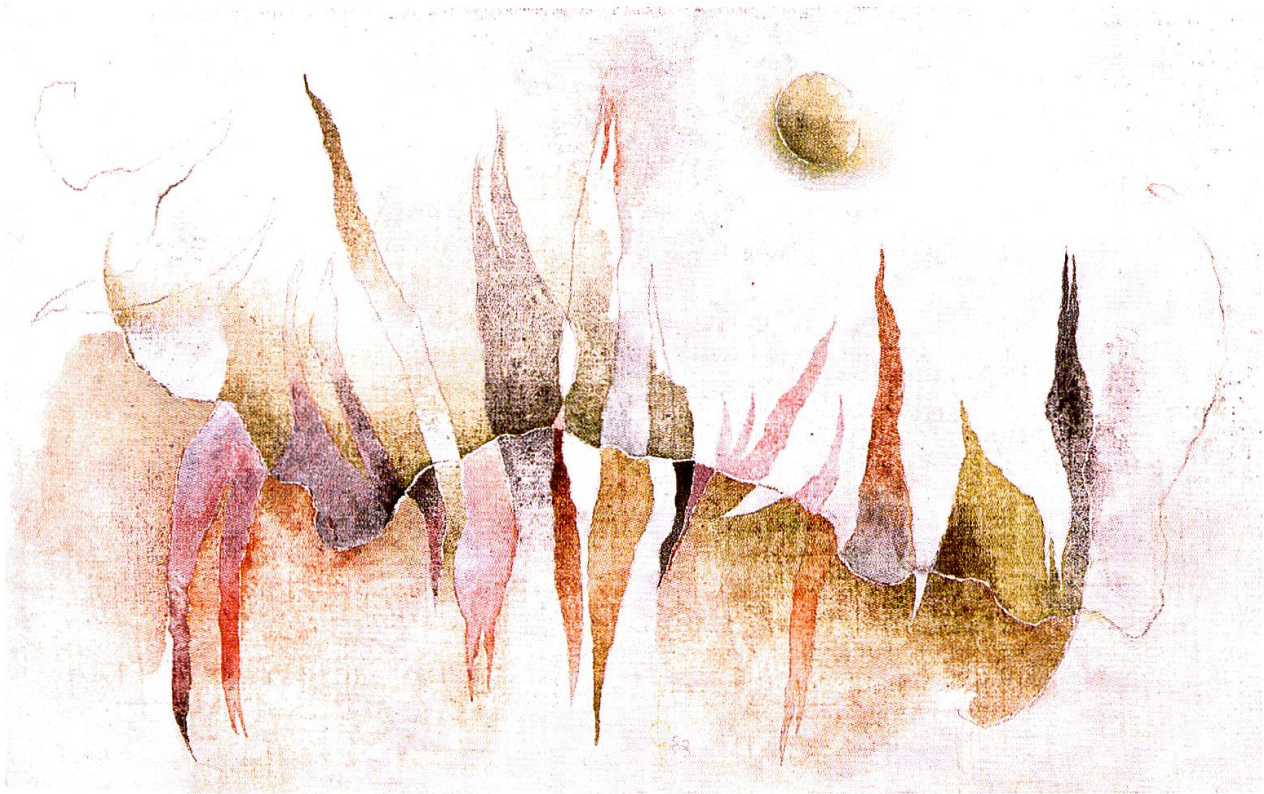
Ausstellung. So fand ich mein Publikum und auch Käufer. Fanclubs existieren meines Wissens keine. Immerhin gibt es Sammlerinnen und Sammler. Natürlich dachte ich in frühen Jahren insgeheim mindestens an Zürich oder hoffte sogar auf Paris. Ja, das sind so Träume. Wenn man genauer hinsieht, hinhört, hinriecht, dann schmecken diese exklusiven Kunstbetriebsparfums oft recht widerlich nach Stutz.

L: Für ein Interview wird doch meist nach den Lieblingskünstlern gefragt. Ich wäre einmal für das umgekehrte Verfahren: Welch berühmten Leute gehen Ihnen auf die Nerven?

K: Das ist etwas salopp ausgedrückt. Spontan fällt mir Richard Wagner ein. Diese Form von Größe ist mir unerträglich. Ein berühmter Schweizermann enttäuscht mich immer wieder, wenn ich seine Spra-

Sierra Nada 90 (31×21)





che, seine plakativen Worte lesen muß: Friedrich Dürrenmatt. Bei Picasso stören mich oft seine brutalen Grobheiten am Körper der Frau. Wobei sofort einzuwenden ist: ich kenne subtile, sehr schöne Bilder aus der Frühzeit.

L: Sie scheinen auch eine starke Beziehung zum Wort, zur Sprache zu haben?

K: Bald hätte ich gesagt: danke schön. Vor zwei Jahren wurde mir betreffend meiner Bilder ein Kompliment gemacht, das mich tief gefreut hat: ich sei ein Poet, und diese Malerei sei Musik. Zwar sagt Canetti: «Die verschiedenen Künste sollen miteinander in keuschester Beziehung leben», was ich voll unterstütze, doch glaube ich, Wort, Ton und Bild leben in meiner Kunst keusch. Ich liebe die Sprache, die ohne jedes Mätzchen auskommt, des für mich wohl größten Künstlers der neueren Zeit:

Franz Kafka. Weiter macht es mich in der Tat stolz, Schweizer zu sein, wenn ich denke, daß dieser Mann von einem Robert Walser beeinflusst wurde. Und wenn ich schon Namen aufzählen darf, die den Begriff «Größe» auch erfüllen, so schreibe ich in Ehrfurcht: Elias Canetti, Hans Erich Nossack, Albert Camus, Paul Celan, Miguel Cervantes, Italo Svevo, und aus früheren Jahren: Georg Trakl und Lorca. Und als großer Fixpunkt in all den Jahren unverändert stehen die zweitausendfünfhundertjährigen Gedanken des Alten aus China: Laotse. «Die Nichtwissenheit wissen ist das Höchste.»

L: Und die Maler?

K: Es ist wie das Aufzählen eines wunderbaren Menüs, wenn man Hunger hat. Nehmen sie den Isenheimer Altar in Colmar. Da bekommt man Minderwertig-



keitskomplexe, die man fast nicht mehr weg bringt. Sie sind notabene auch berechtigt. Doch als Trost: Die großen Gipfel, ein Bach und seine Söhne, die sind ja auch in einer hohen Kunstwelt gewachsen, unatomisiert, und wir bewegen uns heute in einer ziemlich ausgetrockneten, öden Landschaft. Kennen Sie das Phänomen von höchster Kunst und gleichzeitiger Volksnähe bei Breugel? (Nichts da von Wagnerischem Elitekult.) Oder eine der (leider) wenigen Frauen mit ihrer eigenen Bildsprache: Paula Modersohn-Becker. Die einzige, die das Geheimnis der Kinder ausdrücken konnte! Giorgio Morandi, der Italiener mit seinen Flaschen und Krügen, stilles Leben, so groß in seiner Bescheidenheit. Piero della Francesca, obwohl mir nur aus Repros bekannt, möchte ich trotzdem aufführen. Und nun der Meister aus Aix: Seine Äpfel sind frisch wie vor hundert Jahren. Ich komme nicht hinter dieses große Geheimnis. Redon, Goya, Rouault, Bonnard, Bissier, der frühe Chagall und der späte Auberjonois ..., es gäbe noch so viele, aber einmal muß ich aufhören. Halt, die Plastiker Marini und Gonzalez und der Maler des heiligen Herzens, Henri Rousseau, müssen noch hierher!

L: Und lokalere Namen?

K: Die frühen Bilder von Werner Holenstein. Der Zauber ihrer leicht melancholi-

schen Wärme sind wie eh. Bei den Arbeiten von Heiner Kielholz trifft mich eine Einsamkeit und ein Phänomen, das mich irgendwie glücklich macht: Sein Stil ist alt, gar nicht so weit von den Aargauern der fünfziger, vierziger oder noch früheren Jahre entfernt, und doch: lebendiger als all die abgegriffenen Modernismen, die so schnell altern.

L: Über diese Modernismen, ihre Vermarktung, *big money art*, die Kunstkritik, die Künstlermacher(innen) haben Sie doch auch noch etwas zu sagen, so wie ich Sie kenne, oder?

K: Ehrlich, ich bin am Resignieren, anders gesagt, ich bin müde geworden. Es interessiert mich nicht mehr so wie auch schon, will mich aber hier nicht drücken: Wenn vor dem Aargauer Kunsthaus auf dem Boden großflächige Beliebigkeiten und im Haus einfach flach angemalte Bretter zelebriert werden, so wundere ich mich heute weniger über die sogenannten Kunstmacher, welche Langweile durch Langweile (ohne Titel!) darstellen, als vielmehr über die Förderer und Aufblaser dieses billigen Naturalismus. Inklusive Kritik, die angepaßt mitspielt. Wenn ich an den Satz von Claude Monet denke: «Découragez les artistes», so kann man an ihm sehen, wie weit wir es gebracht haben. Alles ist Kunst und jeder ist Künstler. Kultur, wo man hinschaut. Eigentlich sollten wir vor

Glück über so viel davon ausflippen. Ein böser Trost bleibt beim Gedanken an Umwelt, an Mobilisierungswahn, an das Ozonloch hoch oben und an Ozon, das in Hals und Lunge brennt, an Verschleuderung von Energie, an Vercomputerung, an Wohlstandsverblödung usw., usf.: Wir gehen mit kulturell wehenden Fahnen unter.

L: «Es sind noch Lieder zu singen jenseits der Menschen», sagt Paul Celan in seinem Gedicht «Fadensonnen».

K: Also doch? Lieder! Ich denke ja. Lieder der Trauer, Lieder der Freude.

Der Maler Kaspar Landis ist 1933 geboren und lebt seit 1957 in Aarau.

